

MUSIK

ZEITOPER

Blitzschlag und Pulverdampf

Zweimal noch es im Zuschauerraum deutlich nach Knallpfropfen. In Kreneks Kammeroper „Tarquin“, zu deren Uraufführung Kölns Generalintendant Herbert Maisch seinen Besucherstamm letztmalig vor den Theater-Ferien empfing, werden Pistolen, Prospekte und Maschinen nicht geschont.

Ernst Krenek komponierte die Tragödie eines Tyrannen in unserer Zeit 1940 im amerikanischen Exil. Schon einmal hatte er die Diktatur musikalisch durchleuchtet, im Einakter „Der Diktator“.

Aber was 1928 als augenzwinkernde Satire die Kúdamm-Intellektuellen erheiterte, das war inzwischen blütiger Ernst geworden. Krenek hatte es am eigenen Leibe verspürt: Wegen seiner Jazz-Oper „Johnny spielt auf“, Ende der 20er Jahre Schlager und Aergernis auf zahllosen Bühnen, hatte der „Entartete“ das braun gewordene Deutschland verlassen müssen.

In „Tarquin“ gibt es nichts mehr zu lachen. „Sondermeldungen“, ihre Falschheit mit Lautsprecherpathos übertönend, konferieren die Revue der Uniformen und Schlagworte, die in acht Bildern nebst Vor- und Nachspiel zügig über die Bühne geht.

Keine Type der Tausendjahrzeit fehlt in diesem Modell des absoluten Staates, keine Vokabel und kein Propagandatrick. General Tarquin, den „Führer“, ziert ein adolfinisches Bärtchen, und die Seinen tragen lamettastrotzende SS-schwarze Uniformen.

Im „Vorspiel“ heißt Tarquin Marius, ist bartlos und noch fünfzehn Jahre jünger. Er kann nicht verwinden, daß sein Freund Cleon bei der Abschlußprüfung des Franziskuscollegiums Primus wird. Von Neid und Ehrgeiz getrieben, verläßt er Cleon und Corinna, die geliebte Schulgefährtin, um in der Welt ein Erster zu werden.

„In unseren Tagen“ kehrt Marius als General Tarquin zurück, Tarquin, der Diktator, Tarquin, der die halbe Welt erobert hat, Kanzler und Bischof kapitulieren vor der nackten Gewalt und öffnen das Land den Truppen Tarquins, der nun endlich auch in seinem Vaterlande Primus wird.

Aber es gibt Widerstand: Ueber einen Geheimsender ruft eine Frau, die bald als zweite Johanna verehrt wird, das Volk zum Kampf gegen die Diktatur für Freiheit, Menschenliebe und Gottesglauben.

Der Spitzel Toni, ein schmiereriger Bohemien, hat die rätselvolle Frauenstimme bald entdeckt, in einem Krankenhaus in den Bergen. Es ist die Stimme Corinnas, der leitenden Aerztin.

Cleon, den ein mißlungenes wissenschaftliches Experiment zum Krüppel machte, bedient hier das Telefon. Aber Tarquin läßt Corinna frei, weil er sie mehr liebt denn je und weil er erkennt, daß er falsch gelebt hat.

Unter dem Vorwand, daß der Staat in Gefahr sei, reißt Oberst Bruno, bisher gehorsamer Roboter seines Generals, die Macht an sich, nachdem er Corinna liquidiert hat. Tarquin muß ein Flugzeug besteigen, das nie mehr landen wird.

Diese wechselvollen Geschehnisse, moritätlich zuweilen und plakartig vereinfacht, ersann Emmet Lavery, den man in den Staaten auch als Filmautor schätzt. In Deutschland wurde er durch sein Schauspiel „Monsignore große Stunde“ bekannt.

Funkprofessor Raskop hatte mit Instinkt den „Tarquin“-Text aus einer Bücher- und

Manuskriptsendung seines Korrespondenzfreundes Lavery gefischt. Er schleifte ihn samt Klavierauszug abseits vom Instanzenweg auf Hanns Hartmanns Kölner Funk-Intendantentisch. Der machte seine Avantgardisten und Herbert Maisch mobil.

Mit NWDR-Wind im Hilfssegel konnte Maisch wieder einmal gegen Musik-Kölns öffentliche Meinung anrudern, trotz Fusionswolken und Krisenbrisen. Bei der Uraufführung seines Patenkindes zeigte sich Professor Raskop in Parkettreihe 3 enthusiastisch.

Regisseur Erich Bormann hielt das Geschehen durch gewagte Lichtführung in der Schwebelage zwischen Symbolik und Wirklichkeit. Bühnenbildner Walter Gondolf brauchte seinen Bleistift diesmal nicht zu bemühen. Verschnörkelte Spätgotik, der Termitenbau des Rockefeller-Centre und andere symbolkräftige Architektur, diapositiv auf die Bühne gestrahlt, ergaben die billigsten und transportabelsten Kulissen.



Kapitulation vor der nackten Gewalt
Tarquin: F. Knäpper — Bischof: W. Schirp

Ernst Kreneks Zwölftonmusik trifft mit ihrer asketischen Verleugnung des schönen Klangs die beklemmende Technizität des Geschehens sehr genau. „Es klingt wie ein Orchester ohne Pedal“, sagte Dirigent Wolfgang von der Nahmer. Der hatte die stachlige Partitur von vornherein beherrscht angefaßt. Nur sechs Musiker waren seinem Taktstock unterstellt: zwei Pianisten sowie je ein Schlagzeuger, Geiger, Trompeter und Klarinettist.

Kreneks Gesangspartien sind von heutigen Sängern nur unter Strapazen zu bewältigen. Kölns Kammeropernensemble überstand alle musikalischen Kletterpartien bravurös.

Die Zuhörer quittierten die nicht ganz anspruchsvolle Novität mit Dank. Das schoben boshafte Kritiker auf Meyerbeer-Opern-Jugenderinnerungen, die bei Blitzschlag, Pulverdampf und Kulisseneinsturz unweigerlich aufgelebt seien.

Daß sein „Tarquin“ noch nie auf der Bühne gestanden habe, bestätigte der Komponist aus Los Angeles per Luftpost. Seinen 50sten Geburtstag am 23. August wollte er eigentlich in Kölns Kammerspielen feiern, aber inzwischen hat Krenek seine Europareise aufgeschoben. „Wegen der bedrohlich aussehenden politischen Lage.“

ATMOSPHERE

SMOG

Der Himmel ist exzentrisch

Rechtsanwalt John Stanton schluckte den Morgenkaffee hastig herunter, küßte Frau und Kind Good-bye und startete seine elegante Limousine. Bis zu seinem Büro in der Innenstadt des legendär sonnigen Los Angeles waren es nur 20 Kilometer. Aber auf halbem Wege verwandelte sich der blaue Himmel in ein schmutziges Grau. Stantons Augen begannen zu schmerzen und zu tränen. Er mußte niesen.

Mit einigen Schwierigkeiten erreichte er sein Büro, suchte die Prozeßakten heraus und fuhr durch die grauen Nebel zum Gerichtsgebäude. Schon am Eingang empfing ihn ein abwechselnd niesender und hustender Beamter: „Heute finden keine Verhandlungen mehr statt. Der Gerichtspräsident hat alles auf morgen vertagt.“ Der Smog, wie die Amerikaner die plötzlich heraufziehenden beißenden, gelb-schmutzigen Dünste nennen, hatte die Gerichtsbarkeit in Los Angeles lahmgelegt.

Der Smog war auch schuld daran, daß der Sportunterricht der High School abgebrochen werden mußte und Lehrer und Schüler unter starken Hustenanfällen in die Klassenzimmer flüchteten. Daß die Chirurgen im Operationssaal des größten Krankenhauses von Los Angeles die Instrumente wieder beiseite legten, weil sie mit tränenden Augen nicht operieren konnten.

Im Vorort Culver City beobachteten die Aerzte eines Sanatoriums besorgt, wie die Asthmatiker sich unter Hustenanfällen schüttelten und verzweifelt nach Luft rangen. Die Lippen und Fingernägel der Patienten zeigten eine blutleer-blaue Färbung.

Am nächsten Tag liefen die Farmer in den umliegenden Agrargebieten ratlos und niedergeschlagen über ihre Felder. Eine silbrige, spröde Substanz hatte sich auf den Spinatblättern gebildet und innerhalb zwölf Stunden die gesamte Ernte verdorben. Aehnlich schlecht erging es den Salat-, Kohl- und Alfalfa-Pflanzern. Auch die Imker klagten: Ganze Bienenschwärme lagen tot in ihren Bienenkörben.

Drei Millionen Angeler empfanden es als Ironie, daß die atmosphärischen Vergiftungen ausgerechnet in ihrer Stadt auftreten sollten, nachdem Los Angeles fünfzig Jahre lang als „Gottes eigenes Sonnengärtchen“ propagiert und ausgebeutet worden war.

Seit 1943 lagen jetzt durchschnittlich 90 Tage im Jahr Smog-Schwaden über dem Sonnengärtchen.

Kurz nach Kriegsende begannen die Gesundheitsbehörden den organisierten Anti-Smog-Kampf. Sogenannte „Schnüffel-Komitees“ („Smelling committees“) wurden gegründet. An Smogtagen rochen und schnüffelten sie in den Straßen umher. Aber sonst taten sie nichts.

Erst als Norman Chandler, der Herausgeber der Los Angeles Times, sein einflußreiches Blatt in die Anti-Smog-Kampagne spannte, ging es voran. Ein neuer Ausschuß lud Professor Raymond R. Tucker ein, den Mann, der auch den verrußten Himmel über dem industriellen St. Louis gesäubert hatte. Der Professor wurde mit großem Hallo empfangen.

Bald legte Tucker seinen Untersuchungsbildungsbericht vor. Zuerst beleuchtete der Professor den industriellen Faktor.